

die wüchsigen Hohlweiber der Fenster fiel nur spärliches Licht, so daß die meisten Handwerker auf offener Straße arbeiteten. Wer in einem feineren Hause mit kleinen runden Glascheiben und gebremten Dachziegeln wohnte, der galt schon als ein reicher, vornehmer Mann. Selbst das Rathhaus auf der langen Brücke war ganz aus Holz erbaut, aber bunt mit den Wappen von Berlin und Köln und anderen Schildereien und Schmückerien verziert. Die hervorragendsten Gebäude jenes alten Berlin waren die schon 1223 erbaute Mikolaitirche, die 1292 zuerst in einem Hirteneiweisse genannte Marienkirche, die Petritirche und das Dominikanerkloster in Köln, das graue Kloster der Franziskaner, die Kirchen und Hospitäler zum Heiligen Geist und St. Georgen, der Kolanderhof, in dem die geheimnißvolle Kolanderbrüderchaft hauste, und das Hohe Haus der Klosterstraße, in dem die Markgrafen und andere Fürzine wohnten, wenn sie Berlin zuweilen besuchten und sich hier gastlich bewirtheten ließen.

Zu vielen dinsten und armenigen Holzhäusern zwischen den hohen Steinmauern wohnte nun „ein so verzweiger Menschenschlag“, befeht von dem frohigsten Unabgängigkeitsthum und nie müder Naufucht, daß die Berlin-Kölnler, obgleich nur etwa 6000 Seelen fast, weit und breit gefürchtet wurden, selbst von ihren Markgrafen.

Jeder Bürger von Berlin war ein adoborer Krieger. Nieß die Sturmglocke zum Kampfe, so griff er zum Schwert und Speer und eilte in feiner schweren Eisenrüstung auf die Mauern und in die Thürme, die Stadt gegen Ueberfälle zu schützen oder auch wohl einen Ausfall in feindliches Gebiet zu machen. Raube die Gefahre durch Nacht, so hatten die Frauen die Klugheit, die Straßen durch Beschneitungen zu beleuchten. Vor jedem Hause mußte Tag und Nacht ein großer Kugel mit Wasser stehen, um ausbrechendes Feuer sofort löschen zu können. Neben den kriegerischen Bürgern nahm der Kriech auch noch häufig fremde Kriegskente in Sold. Auch wurden bei drohender Gefahr die fremdenboten Nachharräfte, mit denen die Berlin-Kölnler ein Schutz- und Trugbündniß abgeschlossen hatten, durch reitende Rathsboten schleunigst zur Hilfe herbeigerufen, während die Besatzung der Walthürme das gefährdete Vieh in die Stadt trieb.

Die Regierung in den Schwefelstädten Berlin-Köln war eine ziemlich republikanisch-selbständige. Anno 1307 stellte Markgraf Hermann keinen Städten auf ihren Wunsch folgende Verfassungsurkunde aus:

Wir, Hermann, Markgraf von Brandenburg, bekennen, daß die ephrichen und vorsichtigen Leute in Berlin und Köln, unsere lieben Betreuen, vor uns geeinigt und betragen worden sind, daß aus der Stadt Berlin zwei Theile der Rathsmänner und der dritte Theil der Rathsmänner in der Stadt Köln alle Jahre gewählt werden sollen. Unsere Bürger in der Stadt Köln wählen die zwei Theile der Rathsmänner in der Stadt Berlin, und unsere Bürger in Berlin dürfen sich nicht einschuldigen, den dritten Theil der Rathsmänner in Köln alle Jahr zu wählen. Wegen der Schöffen ist aber verglichen worden, daß in beiden Städten sieben Schöffen gewählt werden sollen, nämlich vier in der Stadt Berlin und drei in Köln;

und die Bürger in Köln sollen die vier Schöffen in Berlin und die Bürger in Berlin sollen die drei Schöffen in Köln gegenseitig wählen und sollen die vorgenannten Schöffen in ihren Ämtern nicht länger als drei Jahre bleiben und beibehalten werden. Auch sind sie unter einander vereinigt, nämlich was die Bürger von Berlin in ihrer Stadt an Strafgeldern erheben, damit soll man ihre Stadt bessern, dazu die Bürger in Köln mit gutem Eifer beizutragen nicht unterlassen sollen, und was die Bürger in Köln in ihrer Stadt an Strafgeldern erheben, damit soll man deren Stadt bessern, wobei unsere Bürger in Berlin helfen sollen, so weit sie können und vermögen. . . . Und es sollen die vorgenannten Bürger in Köln von ihren Zinsen die Stadt Köln beseligen und bauen und die Bürger in Berlin sollen gleichermaßen von ihrem Stadtzinsje ihre vorgenannte Stadt beseligen und bessern. . . . Diese „Stadtzinsje“ waren die Einnahmen von den verpachteten Hufen Landes.

Seit diejen Verträge vom 7. März 1307 hatten Berlin und Köln eine gemeinliche Verwaltung und verschmelzen so nach und nach zu einer Stadt. An der Spitze dieses Stadtraths von 18 Rathsmännern und 7 Schöffen standen drei Aldermänner (Aldermänner) — Stadtschulzen — magistris consulum oder Bürgermeister, zwei Berliner und ein Kölner, die ihre gemeinschaftlichen Sitzungen in dem hölzernen „Rathhaus“ auf der langen Brücke“ hielten, während jede Stadt für sich noch ein besonderes kleineres Rathhaus hatte.

Die Macht dieser Bürgermeister, die im Vorhinein und im Befehl abwechselten, wuchs mit der Zeit zu einer fast unbefchränkten an. Von jedem neuen Markgrafen wählten sie neue Stadtrichter zu erwählen: durch Kompromiß — durch Geld und gute Worte — ja durch Trögnen!

Ueber die Schmachthat, die Vermuth und Anmischlichkeit jener alten Markgrafen von Brandenburg herrscht ein ungenannter berliner Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts sehr drastisch: „Die Kagen dieser Markgrafen verdienen hier einigermaßen wohl beleuchtet und bekannt gemacht zu werden. Sie hatten zu ihrer Zeit nicht die Mittel in den Händen, um sich solche Einkünfte zu verschaffen, welche sie in Stand gesetzt hätten, eine anständige Hofhaltung zu bejahren. Der Adel, welcher sich an ihr Gefolge angeschlossen, zog mit ihnen von einer Stadt zur andern, sie zogen dabeist die wenigen Einkünfte, die ihnen gehörten und zugestanden worden waren, ein und zehrten so lange, bis sie nichts mehr fanden; dann ging es weiter fort und da dies auch nicht immer zureichte, um den nöthigen Aufwand zu bejahren, so verschädeten sie immer nebenher noch gewisse Intraden, Grundstücke und Freizeiten, die damals nicht von so großer Bedeutung waren, als wozu sie in der Folge gemacht wurden, jedoch das bestimmte Eigenthum der Fürsten auszumachen. Da aber dies oft geschah, so entblöheten sie sich nach und nach noch mehr von solchen Mitteln, besser leben zu können. Zum Beispiel, so verkauften die vorgebadichten Markgrafen 1280 der Stadt Berlin zur Vermehrung ihrer Einkünfte zehn Talente brandenburgisch Silber, jährlich aus der Münze zu leben, für eine geringe Summe Geldes und 1298 bejängte Markgraf Otto V. über

von ihm, wie man einen Roman zu schreiben hat, ohne Unklarheiten und Frevolheiten, ohne Worte und Langweilte, voll Geist, Behagen und Witz, hübsche Reize und Anekdote, Werkesstücke der schriftstellerischen Kunst und insbesondere die ersten Kapitel und es will fast scheinen, als seien dem Verfasser, während er seinen jungen Adler emporging, die eigenen Schwünge erlaubt und als habe er nicht gleichmäßig und liebevoll genug vollendet, was er so frisch und frisch begonnen hatte.

Freitrau Schulle von Strichheim. Roman von C. W. B. Braun. Berlin 1888, Verlag von Otto Zank. Es ist ein altnormisches Buch, welches uns vorliegt. Nicht der geringste Fehler kommt darin vor, keine Verwirrung, keine Excessivschimmer Art, kein Wahnsinn, kein Selbstmord. Es riecht hier weder nach abgestandener Bier noch nach Bonade und keine Spur zeigt, daß die moderne Welt nicht ist als eine Kohle- und Brandstiftbölle, wie sie sich in den Köpfen unserer Jünglinge spiegelt. Wenn aber jede Mutter dieses Buch ihrer erwachsenen oder halb erwachsenen Tochter mit ruhigem Gemüthen in die Hand geben kann, sicher, daß weder das jugendliche Herz von einem unreinen Sausche befürt, noch das jugendliche Köpchen mit Ueberpaantheiten erfüllt werden wird, so dürfte das in den Augen normal denkender und denkender Menschen ein Vorzug sein. Die Verhältnisse von „Widder“ hat einen festen Zug zum Humoresken, zu dem fröhlichen Winken, welcher durch die Liebe keine Weibe empfängt. Die dem Zuge folgte sie auch in ihrem neuesten Werke. Es geschieht nichts,

das nicht gewöhnlich im Leben zu geschehen pflegt, aber es wird alles liebevoll mitgeteilt und in seinem Zusammenhang mit einem edlen Menscheneigenthum aufgeführt. Wenn dem einen und dem andern die „gute Gesellschaft“ hier zu ungemüth sein sollte, nun, so existirt doch diese thätlich, ebenbürtig wie die „schlechte Gesellschaft“, und es ist nicht klar, weshalb sie nicht dargestellt sein sollte. Die Gestalten sind nach dem Leben gezeichnet, nicht besonders plastisch, aber doch wahr. Die gutheisige, treue, dabei in späteren Jahren in dem Egoismus der Liebe manchmal etwas thörichte Vertha, die affektirte, häßlich, aber stolze, feineren, liebliche aber heitere Zante Schulle, der Knabe Kurt, verhältnißlos trotzig, in welchem heimlich die Liebe zu einem angenehmen Mädchen reist, welches er, als es ein kleines Kind war, als Eindringling haßte, und noch einige andere Verionen erwecken volle menschliche Theilnahme. Ob aber die Form der Selbstbiographie die für eine solche Darstellung die geeignete ist? Da glänzt, daß es nur bei sehr bedeutenden, aber doch sehr charakterigen Menschen auf die Dauer angenehm ist, wenn sie selbst erzählend den Mittelpunkt des Geschehens bilden. Es fällt das auch zu manchen Uebelthäten. So ist der Ton, in welchem in der Selbstbiographie der Freitrau Schulle von den Verionen unseres Königsreiches gesprochen wird, um Wunde dieser Name durchaus angenehm, in nichtwenig, aber er wird manche Leser nicht eben sympathisch berühren. Die Verfasserin, welche nicht unterlassen hat, ihre Heldin, ohne ihr einen prononcierten Standpunkt zu

theilung des zwischen Preußen und Oesterreich abgeschlossenen Waffenstillstandes überreichen.

Letztere Nachricht war jedoch durch das Kabel zu einer Zeit zugegangen, als der Great Eastern sich noch 800 englische Meilen von der Küste entfernt befand.

Die Unternehmer des englisch-amerikanischen unterseeischen Kabels haben, wie wir gesehen, mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt und verankerten das endliche Gelingen ihres Vorhabens lediglich ihrer Ausdauer, ihrer durch nichts zu erschütternden Befählichkeit.

Man behauptet, das Unglück komme nie allein und mit dem Glücke scheint es ebenso zu sein.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Diphtheritis auf dem Geflügelhofe.

Diese Diphtheritis ist eine ansteckende, von Individuum auf Individuum übertragbare Krankheit, die umso mehr zu fürchten ist, je mannichfaltiger ihre Erscheinungsformen und je schwieriger daher ihre Diagnose ist.

Injuzien, Krantheiten an Augen und Gurgel, Husten, Abmagerung sind die Formen, unter denen sich die Diphtheritis am häufigsten präsentirt. Der Schnabel und die Ausströbre eines von dieser Krankheit befallenen Huhnes sind von kleinen, weißlichen, plattenförmig erhabenen Fäden überzogen, und wenn ein todes Thier geöffnet wird, so findet man auch die Leber und die Lungen mit den nämlichen Fäden bedekt.

Die Diphtheritis ist durchaus nicht als eine lokale Krankheit anzusehen, sondern sie ergreift in den meisten Fällen den ganzen Organismus. Bisweilen bleibt sie einige Zeit in latentem Zustande und zeigt sich erst später unter einer der Formen, auf welche wir den Leser hier besonders aufmerksam machen.

In allgemeinen müthet diese Krankheit mit größerer Intensität bei milder und regnerischer Witterung und unter Thieren, welche in feuchten Räumen eingeschlossen sind. Tritt die Krankheit zuerst an den Augen auf, so geht in sehr kurzer Zeit das Gesicht vollständig verloren, der ganze Kopf schwillt an und wenn nicht sofort das geeignete Mittel angewendet wird, so ergreift das Uebel den Kehlkopf und bald tritt der Tod ein.

Wenn der Schnabel und der Schlund vor den Augen befallen werden, so beginnt der Patient häufig zu niesen; sein Schnabel füllt sich mit einem dicken, zähen Speichel an, fließt auseinander und bringt dann und wann einen kurzen, unregelmäßigen Ton hervor, welcher auf ein beschwerliches Athmen hinweist. Die Augen nehmen fast stets am folgenden Tage schon theil und die Zunge zeigt sich in diesem Falle ganz trocken. Diese Erscheinung dürfte wohl schon jeder Landwirth beobachtet haben.

Die gefährlichste Form der Diphtheritis ist die, welche nach außen hin fast gar keine bedeutenden Symptome erkennen läßt. In diesem Falle sind es besonders die Lungen und die Leber, die angegriffen sind. Aber das Thier ist vertrieblich und sondert sich meist von den übrigen ab; der Kamm und die Umgebung der Augen werden bleich und die Fortbewegung wird steif und ungenet. Bei alledem zeigt es das Fressen fort, magert jedoch jeden Tag zusehends ab, bis es endlich einem Zustande vollständigen Blutmangels erliegt.

Sobald sich bei einem Vogel die ersten Anzeichen der Krankheit einstellen scheinen, so muß die nächste Sorge sein, denselben zu isoliren, um die Ausbreitung zu vermeiden, oder ihn lieber sogleich zu opfern, wenn er nicht von ganz besonderem Werthe ist. Sodann sind die nöthigen Präventivmaßregeln zu ergreifen, um den Geflügelhof, den er bewohnt, sicher zu stellen. Da heißt es — mit größtmöglicher Sorgfalt fauber n und Lüften — um letzteres bewerkstelligen zu können, wird es wohl nöthig sein, in die Fensterlathen noch meist unpraktischen Hühnerkäse doch etwas rationeller anzulegen —, den Boden und die Wände mit karboläurehaltigem Wasser zu sprengen; mit dem nämlichen Wasser die Futtertröge, die Trinfässer und die Sitzstangen sauber zu waschen, darauf den Fußboden mit Stroh oder Brettern zu belegeln oder auch jede andere Vorsichtsmaßregel zu ergreifen, damit das Geflügel vollständig im Trodnen sich befinde. Endlich muß man während einiger

Nach glücklicher Vollenbung der oben erwähnten Telegraphenleitung führen die Unternehmer mit dem Great Eastern nach jener Stelle zurück, wo im vorigen Jahre das Kabel gerissen, und nach zwanzigjähriger unermüthlicher Arbeit mit immer konträrren Rückschlägen gelang es in der That, das gerissene Kabel wieder aufzusuchen und da passelle, wie vom Bord aus nach Valencia gesandte Beobachter beweisen, trefflich funktionirte, so zögerte man nicht, das Kabel zu vollenden; so befand sich also die Gesellschaft bald im Besitze zweier gut funktionirenden Leitungen.

Lage in das Futter oder auf eingeweichtes Brot für jedes Thier eine Prise von folgendem, von den Geflügelärztern Frankreichs bewährt gefundenen, zusammengesetzten Pulver:

Gallienflaure Soda	10 gr
Ingwerpulver	20 "
Subvertirte Eisenen	25 "
graue Chinarine	50 "

Was das befallene Thier anberührt, so ist dasselbe sofort an einem trockenen Orte zu plaziren und muß sodann mit einer in antiseptisch erhaltene Del eingetauchten Feder gehörig ausgegurgelt werden.

Die Anwendung dieses Oeles allein“ sagt Voiteiller, „ohne irgend ein Pulver sonst noch zu Hülfe zu nehmen, hat uns außerordentlich gute Dienste geleistet und wir haben daher dieser Behandlung vor jeder anderen den Vorzug gegeben. Sind die Augen angegriffen, so zeigt sich die Anwendung von Abwaschungen mit Holländerwässern (Flores Samb. nig.) in den meisten Fällen von gutem Erfolge.“

Wenn die Krankheit nicht schon zu weit vorgeschritten ist, so wird einige Sorgfalt in kurzer Zeit dem Patienten sogleich Erleichterung verschaffen, um in gewohnter Weise seine Nahrung wieder zu sich nehmen zu können. Man giebt ihm anfangs eine stärkende, feste Kost und mischt zu jedem Trinktwaßer ein wenig schwefeläures Eisenozidul.

Es ist Thatfache, daß eine Segend mehr als die andere von dieser lästigen Seuche heimgesucht wird. Allein ebenso sicher ist es, daß gewisse Hühneraffen von derselben sehr leicht befallen werden, andere dagegen völlig unberührt bleiben. Warum werden in denselben Raume die schwarzen, kräftigen Crèvecoeur, die statlichen, großen La Fische und die prächtige Holländeraffe bisweilen durch die Epidemie begriffen, während mitten unter ihnen die Brahma-Bootra-Varietäten (fonsch, herminé, inverse) lange ihre volle Gesundheit bewahren? Möge dieser kurze Hinweis genügen, den Landwirth in mehr bedrohten Gegenden zu veranlassen, bei rationeller Anlegung eines wahrhaft mürbigenden Hühnerhofes sein Augenmerk besonders auf Rassen — vergl. Cr. Moirre, eleavage des animaux de Basse-cour, Paris bei G. Masson, 1885 — zu richten, die außer ihrer Produktivität an Eiern und gutem Fleisch zugleich eine kräftige Energie und größere Widerstandsfähigkeit besitzen.

* Vertikung der Erdlöcher. Die Erdlöcher bringen in diesem Frühjahre durch ihr mollenhaftes Auftreten und ihre bekannte Geruchhaftigkeit die Gemüthsstimmung zu Verwirrung. Ein alter Praktiker hat einem theueren Blatte nun ein Mittel angedeutet, welches nach seiner Versicherung wahre Wunder bewirken soll. Man vertheidige sich aus einer Brunnen oder ausgetrockneten Höfen, trodne ihn an der Sonne und treue ihn auf und um die zu schließenden Kohlenwände. Dadurch sollen die Erdlöcher vollständig sein gehalten werden.

Berichtigung. In dem Artikel „Erinnerungen an Jenny Würde-Weg“ in voriger Nummer dieses Blattes ist ein eine historische Thatfache entstellender Druckfehler haben geblieben. Es ist befehligt gesagt, daß Maria Theresia von Napoleon erschossen sei, während es heigen sollte für Napoleon erschossen. Maria Theresia hatte sich 1815 von Elba zurückzuziehen Napoleon wieder eingeschlossen und bei Waterloo befehlsmäßig gekämpft. Er wurde dafür als Hohenverräther am 7. Dez. 1815 unter der Regierung Ludwigs XVIII. zu Paris erschossen.



da die Erde selbst sich zur Rückleitung des elektrischen Stromes trefflich verwenden lasse.

Telegraphen Bedeutung war praktisch nicht ohne Bedeutung, denn die vermehrte die Kosten für die Anlage und Unterhaltung eines Telegraphen sehr bedeutend.

Bei dem sich rath herausstellenden enormen Nutzen der Telegraphie konnte es nicht fehlen, daß wenigstens die dicht besiedelten, also in der Kultur hochstehenden Länder sich bald mit Telegraphenlinien bedeckten, obgleich in der Anlage und Ausdehnung dieser Linien sich infolge einer Unterdrückung geltend machte, als die Post monopolisirten, während in anderen Ländern, und wahrlich nicht zum Schaden derselben, die Anlage und Unterhaltung der Telegraphen der Privat-Industrie überlassen blieb.

Aber die Ausdehnung der Telegraphen war eine beschränkte. Die Kunst gehört zu den Nichtleitern der Elektrizität, daher boten oberirdische Telegraphenleitungen keine Schwierigkeiten, aber eine unterirdische Telegraphenleitung mußte wegen der guten Leitfähigkeit der Erde mit einer Isolirschicht umgeben werden, die man nicht herstellen konnte, bis man endlich in der Guttapercha ein geeignetes Isolirmittel entdeckte, welches Siemens in Berlin 1846 zuerst bei unterirdischen Leitungen mit bestem Erfolge zur Anwendung brachte. Bald beförderte Walters, Telegraphendirektor der englischen Südwestbahn, auf einer freitragend nur zwei englische Meilen unter Wasser sich befindenden Leitung Desechen mit bestem Erfolge.

Dieser Erfolg ermuthigte den Ingenieur J. Brett im Jahre 1850 zur Anlage eines Telegraphen zwischen Calais und Dover. Der Leitungsdraht war 2 1/2 mm stark und mit einer 6 mm dicken Guttaperchahülle überzogen.

Das Kabel funktionierte vortreflich, kaum aber waren auf denselben ein paar hundert Desechen befördert worden, so zerriß dasselbe; offenbar war es zu schwach, um der Verbrennung und der Reibung der Felsen auf dem Meeresgrunde genügenden Widerstand leisten zu können.

Man entschloß sich also zur Anfertigung eines neuen und stärkeren Kabels, das aus vier durch eine Guttaperchahülle von einander isolirten Drähten bestand, die man durch Umspinnung mit Hanf und über diesen mit Eisendraht gegen äußere Einwirkung zu schützen suchte. Dies Kabel arbeitete ausgezeichnet bis 1859, wo es wegen Verschädigung außerangirt werden mußte.

Der gelungene Versuch mit diesem ersten unterseeischen Kabel zwischen Frankreich und England fand natürlich Nachahmung und in den Jahren 1851 - 59 entstanden nicht weniger als fünfzig unterseeische Telegraphenlinien, freilich alle nur zwischen verhältnißmäßig wenig entlegenen Punkten; der tüchste Gebante ein Kabel durch den Ocean zu legen und auf diese Weise zwei Kontinente mit einander zu verbinden entstand 1854 in den Köpfen zweier Amerikaner, der Gebrüder Field in Newyork.

Keine Regierung der Welt würde gewagt haben, das von Field projekirte Unternehmen auszuführen, daher war es ein Glück für die Welt, daß weder in England noch in Amerika die Telegraphenleitung staatlich monopolisirt war. Gehilft auf das Gutachten Waurys, des großen Quanteniers, und Morse's, des Erfinders der nach ihm benannten Drucktelegraphen, die beide den von den Brüdern Field gefaßten Plan für ausführbar erklärten, suchten letztere zur Verwirklichung ihres Vorhabens eine Aktien-Gesellschaft zu bilden, was ihnen auch gelang.

Der Plan war, zwischen Valentia an der Westküste Irlands und Trinitybay in Newfoundland ein Kabel zu legen. Seitens der englischen und amerikanischen Admiralität war die Tiefe der von dem Kabel zu berührenden Strecken des Oceans genau vermessene worden und es hatte sich dabei ergeben, daß die größte Tiefe des Meeres 15,000 Fuß nicht übersteigt und eine solche Tiefe hielt man nicht für unüberwindlich.

Im Jahre 1857 machte man sich rüthig an die Arbeit, aber das Kabel zerriß, nachdem man von demselben ungefähr 315 englische Meilen versenkt hatte.

Dies war allerdings ein großer Verlust, durch welchen sich die Unternehmer insofern nicht abschrecken ließen.

Schon im folgenden Jahre begann man aufs neue und zwar wollte man diesmal die Verenkung von der Wüste aus mit zwei Schiffen vornehmen, von denen jedes die Hälfte des Kabels am Bord hatte. Die beiden Schiffe trafen an den be-

stimmten Punkten zusammen, die beiden Kabelenden wurden zusammen befestigt und die Verenkung des Kabels begann, aber nicht mit bestem Erfolge als das erste Mal; auch das neue Kabel riß an zwei Stellen.

Alein auch dieses abermalige Scheitern dämpfte wohl die viel leicht etwas weitgehenden Erwartungen der Unternehmer, entmuthigte dieselben jedoch nicht. Schon nach wenig Wochen ließen wieder zwei Schiffe aus zur Erneuerung des zweimal mißglückten Versuches, der diesmal gelang. Schon am 5. Aug. 1858 wurden die Enden des Kabels in Valentia und Trinitybay gelandet und noch an demselben Tage verkündigte der submarine Telegraph der staunenden Welt das Gelingen des wichtigsten Unternehmens.

Groß war der Jubel namentlich in Nordamerika, aber die Freude dauerte nicht lange, der verbindende Voth kam nach. Bald traten Unregelmäßigkeiten im Betriebe der Desechen ein und am 3. September, also nach kaum vier Wochen, verlagte das Kabel den Dienst. Damit war das Unternehmen gescheitert.

Ein gescheitertes Unternehmen ermuthigt nicht gerade zur Nachfolge, sich Wunder daher, daß die Kapitalisten den Muth verloren, sich ferner an einem Unternehmen zu beteiligen, dem sie bereits so mancher Opfer gebracht; und Amerika ein rentables Unternehmen sein würde, wenn es gelang, war über jeden Zweifel erhaben, aber das Gelingen selbst war nach den gemachten Erfahrungen eben ein sehr zweifelhaftes.

Nur die Gebrüder Field verloren nicht den Muth und ihrer würdlich rastlose Thätigkeit zu diesem Zwecke gelang es endlich, freilich erst nach Ablauf von 6 Jahren, eine neue Aktien-Gesellschaft mit einem Kapital von 14 Millionen Reichsmark zur Anlage eines neuen Kabels zustande zu bringen.

Daß man bei dem neuen Unternehmen natürlich alle früher gemachten Erfahrungen sorgfältig benutzte, bedarf nicht erst der Ermahnung und ein zufälliger Umstand kam demselben außerdem zu Hilfe.

Bisher hatte man kein Schiff gefunden, welches allein das ganze Kabel hätte laden können. Unterdeß aber war der Great Eastern gebaut worden, welches ursprünglich für die Benutzung der ganzen bamaligen Welt ertrotzt und dieses Ungeheuer war zur Ladung des Kabels vollständig geeignet, weshalb die Gesellschaft dasselbe auch sofort mietete. Auch das Kabel selbst wurde verbessert; dasselbe bestand aus sieben Drähten, von denen sechs den inneren siebensten spiralförmig umschlossen. Zur Isolirung der Drähte bediente man sich der Guttapercha, die außerdem mit Guttaferon Compound, einer dickflüssigen, aus Holztauer, Parz und Guttapercha bestehenden Masse überzogen war. Die äußere Isolirschicht wurde mit Zute überzogen, unter welche sich schließlich zehn mit getrocknetem Manillafasen umhüllene Eisendrähte maubten.

Das neue Kabel war 2300 Seemeilen lang, sein Gewicht betrug 4500 metrische Tonnen; die Fabrication desselben hatte, obgleich mit aller Kraft daran gearbeitet worden war, die Zeitdauer eines ganzen Jahres in Anspruch genommen.

Der Great Eastern machte sich am 23. Juli 1858 auf den Weg, allein bald machte sich ein Fehler in der Leitung geltend, so daß man sich genöthigt sah, das bereits versenkte Kabelende mit größter Mühe zum Theil wieder aufzujubeln.

Der Fehler fand sich, derselbe bestand darin, daß ein scharfer Eisendraht mitten durch die Guttaperchahülle gedungen war und die Isolation mithin unwirksam gemacht hatte.

Der erwähnte Unfall wiederholte sich noch zwei mal und bei der vierten dritten Aufwindung zerriß das Kabel und mit demselben lag nicht nur ein bedeutendes Kapital, sondern auch alle an die endliche Vollendung des Werkes basirte Hoffnung 15,000 Fuß tief auf dem Meeresgrunde.

Ganzen, der Ingenieur der Expedition, bot alles auf, das Kabel dem Meere zu entreißen und dasselbe durch ausgeworfene Entschafen aufzujubeln. Drei mal sagten die Faken das Kabel, aber die Ketten der Palen zerrißen, weil sie die Last des Kabels nicht zu tragen vermochten.

Aber der Eifer für das Aufzubringen des süßen Unternehmens war einmal erwacht und es ermöglichte man es, das schon im folgenden Sommer 1866 der Great Eastern mit dem älteren Field am Bord eine neue Reise antreten konnte, die diesmal in jeder Weise glücklich von staten ging; am 27. Juli war die Legung des Kabels vollendet und Field konnte Amerika nicht nur durch diese Thatfache selbst, sondern auch durch Mit-

der Länge der Stadt alle ihre Rechte, verkaufte ihr aber auch zugleich den Flußholl zu Köpenick für 220 Talente brandenburgisch Silber. . . Vom Markgrafen Jostb erwarb der Rath von Berlin-Köln sogar alle Rechte landesherrlicher Gerichtsbarkeit - auch den Blutbann: das Gericht über Leben und Tod!

Und von diesem blutigen Recht und Gericht machten die alten Berliner den freiesten Gebrauch. Davon wissen die alten Stadtbücher und Chroniken entfesselt viel zu erzählen. Durchrichtungen waren an der Tagesordnung - ja, für die Berliner eine Lust, ein gern gesehenes Volksschauspiel. Und was für Hinrichtungen! So grausam und roh, wie sie eine grausame und rohe Zeit nur erinnen konnte. Erstbürgungs-geübte Geister hatten auch rechtlich dafür gesorgt, daß es bei diesen blutigen Volksschauspielen an Abwechslung nicht fehlte.

Gewerne Diebe wurden einfach an dem dreifüßigen Galgen auf dem Rabenstein vor dem Dberberger Thore gehängt, - Kirchendiene aber langsam - Stück für Stück - von unten nach oben. Diebinnen wurden lebendig begraben. Mörder, Brandstifter, Frießens- und Gehebrer wurden mit dem Schwerte hingerichtet, Bischofsmörder, Hülshner, Zauberer lebendig verbrannt. Verschärften diese grausamen Todesstrafen waren: daß der Henker den Verurtheilten vor der Hinrichtung die rechte Hand abhieb, die Nase und Zunge abschlug, die Augen ausriß, den Leib mit glühenden Zangen zwickte, oder ihnen glühende Eisen zwischen die Achseln steckte. Einzelne Verbrecher - und auch wijcher manche Unschuldige, wurden lebendig eingemauert und dem langsam qualvollen Hungertode übergeben, wie man denn beim Abbruch des alten Spandauer Thorcs in unterirdischen vermauerten Höhlen menschliche Geirippe fand, - oder sie wurden lebendig von Felsen zerissen - oder langsam in eisernen „Rippen“ zu Tode gekochet. Diese letztere Hinrichtungsart erforderte eine besondere Kunstfertigkeit des Henkers und er wurde dafür auch mit 10 Schillingen (etwa 11 Mark unseres Geldes) belohnt, während er für andere Hinrichtungen nur die Hälfte erhielt.

Die Stadtbücher berichten: in den Jahren 1391-1448 wurden von etwa 7000 Berlinern nicht weniger als 114 hingerichtet, nämlich gehängt 46, mit dem Schwerte enthaupet 22, lebendig verbrannt 20, erdabt 17 und 9 Frauen als Diebinnen lebendig begraben. Wie wohlfeil damals ein Menschenleben war, beweist die kaum glaubliche Thatfache: das Bürgermeister und Rath von Berlin ihren Stadtschäfer einfach hinhirchten ließen, weil der Unglückliche trotz Verbotcs zum vierten Mal die junge Saat zu ungeeigneter Zeit mit den Schafen abgeweidet hatte.

Und schnell fertig war die allerfeinste Justiz mit ihrem Urtheil und mit dessen Vollstreckung! Fand in der Stadt ein Mord, ein Todtschlag, eine schwere Verunreinigung oder sonst ein Verbrechen statt, so erschoß von den Ersten, die es mit anjahen oder sonst Kenntniß davon erlitten, durch die Straßen der gelende Ruf: zu Jodute! zu Jisse! - von dem bald die ganze Stadt widerhallte. Die Bürger verließen ihre Arbeit und ihre Häuser und suchten den Verbrecher durch die Straßen - die Stadthore wurden sofort geschlossen - der regierende Bürgermeister entsandte die Stadtschmede, den Freier zu greifen und vor das hohe Gericht zu schleppen. Vor dem Rathhause auf der langen Brücke - später vor der Gerichtshalle des berlinischen Rathhauses an der Ecke der heutigen Königs- und Spandauerstraße, welche kleine alte zierliche Gerichtshalle erst bei dem Neubau des jetzigen Rathhauses abgerissen und dem Könige Wilhelm zum Geschenk gemacht wurde, der dies älteste und kunstreichste Bauwerk aus dem alten Berlin in seinem babelsberger Parke wieder aufzurichten ließ - also vor dem Rathhause wurde nun in Alle ein Raum eingelegt, in dem der Stadtschulze auf dem Richterstuhl und die sieben Schöffen in ihrem Richterornate auf Bänken Platz nahmen. Hier versammelten sich ferner der Gerichtshof, der Kläger und Angeklagte vor die Richter zu rufen hatte, der Vertheidiger oder Fürsprecher, der Hüthel oder Schaffrichter - und um das Gehege drängte sich das Volk, das bei diesem kurzen Gerichtsverfahren auch ein Wort mitzusprechen hatte. Brachten nun die Stadtschmede den Mörder mit dem Leichnam des Ermordeten herbeigeführt, so wurde er von dem Hüthel und sechs Uebelthäter als Augenzeugen schnell der That überführt und von den Schöffen zum Tode verurtheilt. Der Schulze als Richter verurtheilte das Urtheil dem „Umfand“ - d. h. dem umstehenden Volke. Stimme dieses dem Urtheile laut zu, so übergab der Richter den Verurtheilten dem Schaffrichter, der auf dem hohen Richterplatz das Urtheil sofort vollstreckte. - War es dem Mörder oder sonstigen Verbrecher gelungen, aus der Stadt zu entfliehen, so riefen die Richter und das umstehende Volk mit aufgehobenen Schwüringen ihm das ibleiche Wort nach: „Ausgedacht!“ Er war ausgeföhren von seinen Mitbürgern und mit ihrem Fluche belegt!

In einem Schlussartitel werden wir sehen: wie der verzweigte Menschenschlag der alten Berliner fürchtbare Volksjustiz übte und selbst seinen allmächtigen Bürgermeister Eyle Wardenberg aufs Mittergerst brachte.

Ein Kampfgenosse des alten Friß.

Passirt man, vom Bahnhof kommend, das Wittenberger Thor der Giebelung Torgau, so gewahrt man rechts von der Straße im innern Räume der Schlenzlinie Nr. 2 (EUNETE Wolfferdoff) eine aus politem Granit gefertigte Pyramide mit der Aufschrift:

„Zur Erinnerung an die tapfere Vertheidigung von Torgau durch den königlich preussischen General v. Wolfferdoff vom 10. bis 14. August 1759.“

Torgau war 1759 noch nicht eine regelrecht ausgebaute Festung. Ein einfacher Erdwall mit Graben umgab und

geben, doch hinauszuheben über den Dunstkreis der Ständevorurtheile, hat bei der nur einmal gewählten Form den Schein doch nicht ganz vermeiden können, als ob sie vor allen ein der Gewandvollständigkeit angehöbendes Publikum vor Auge habe. Ein tiefer eindringender Leser wird sich freilich durch diesen Schein nicht täuschen lassen. Die Darstellung ist klar und bündig, die Sprache rein, stechend und edel, in diesen Tagen der Sprachverwilderung kein geringer Vorzug. Der Roman wird viele Leser und noch mehr Verlesenen finden und der Verfasserin der „alten Wäule“ neue Freunde gewinnen.

A. B. * Wobereu Wunder. Naturliche Erklärung der älteren wie neueren Geheimnisse der Spirits und Antispirits, Besessener, Hellseher, Geistesheiler, Seelmedien, Pneumotischer, Heckenflüster sowie der neueren sensationellen Wunder der Darstellungen aus dem Gebiete der Optik, Physik und Mechanik. Von Karl Willmann, Substant magister Apotote in Hamburg. In Klappform, 240 Seiten. Mit 50 Text-Abbildungen und acht Tafeln. Preis: Gebunden 5 M., Gewandt gebunden 6 M. Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Der Verfasser des vorliegenden Buches steht zwar ebenfalls auf dem Standpunkte, daß es in Natur wie Menschenleben noch manche uns nicht bekannte Kräfte und unaufgeklärte Erscheinungen geben könne, dabei geht er aber doch von dem Grundglaube aus, daß wir annehmbar wunderbare Vorgänge als neue und für uns bisherige Unsicht ungewöhnliche Thatfachen so lange nicht zu

deuten haben, als es unter den feststehenden Erkenntnissen noch Mittel giebt, um jene Vorgänge auf bekannte Gesetze zurückzuführen und in ihrem natürlichen Zusammenhang mit letzteren zu erklären. Bei diesem Beginnen ist dem Verfasser eine lange und geschickliche Thätigkeit insofern günstig gewesen, als sie ihm wiederholt mit Kreisen in Verbindung brachte, welche den neuen Wundererklärungen näher stehen, ja in deren Vorführung mitunter eine Lebensaufgabe erlitten. So konnte der Verfasser unmittelbar aus dem lebendigen Quell wissenschaftlicher Anschauung und trücker Tagesdenk lebendigen Quell wissenschaftlicher Anschauung und trücker Tagesdenk schöpfen, um seinen Mitmenschen einen Dienst zu erweisen, der sehr ungenügenden Aufklärungen, wie sie neuerdings von logenannten Antispirits in öffentlichen Vorträgen verübt worden, ihm nicht zu ergänzen, insbesondere das schwebende Wunder des Gebänders aus seine natürlichen Voraussetzungen zurückzuführen. Das Buch bietet somit eine nicht nur sehr lehrreiche sondern auch sehr unterhaltende Lektüre.

Der große Kurfürst. Ein Heidenleben von Arnim Steiu. II. Theil. Halle, Verhauudlung des Waisenhanes. * Verzeichniß der Hamburger Exporteure und Importeure mit genauer Angabe der Haupt-Export- und Import-Artikel und der Haupt-Exportländer. Hamburg. Verlag des „Exporteur“, Pont & v. Hören.



schickte die Stadt. Trotz dieser ungenügenden Besetzung hatte der Kommandant Wolffersdorff drei Sturmangriffe des Feindes nicht nur völlig abge schlagen, sondern war auch beim dritten dieser Angriffe dem zur Flucht sich wendenden Gegner nachgefolgt und hatte ihm noch manchen Verlust beigebracht.

Damit aber hatten die Belagerten auch das Letzte gethan, was ihnen noch möglich war, denn es mangelte ihnen jetzt an aller Munition.

Wiederholt hatte der Befehlshaber des Belagerungscorps, Prinz von Stolberg, die Kapitulation angeboten und war dabei selbst so weit gegangen, daß er die Hauptbedingungen derselben Wolffersdorff überließ. Die Unterhandlungen gelangten zu dem Abschluß, daß der Garnison ein freier, ehrenvoller Abzug bewilligt wurde und sie ihre Waffen behielt. Der betreffende Passus der Kapitulation lautete:

„Der königlich preussischen Garnison wird freier Abzug mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, der Artillerie mit brennenden Lanten bewilligt.“

In einem besonderen Artikel hatte der kapitulierende Oberst v. Wolffersdorff sich noch ausgedehnt, daß, so lange die Besetzung nicht aus der Stadt und aus der Schanze vor dem Elbrückenthorre völlig ausmarschirt sei, kein Ueberläufer in die Reihen der Feinde aufgenommen werden solle. Mit gutem Grunde hatte Wolffersdorff auf diesem Punkte bestanden. Er wußte, daß unter seinen Truppen viele Ueberläufer und solche waren, die als Kriegsgefangene Dienste genommen hatten, und es war ihm nicht verborgen, was er von einem Theile derselben bei dem Abzuge zu erwarten hatte.

So zog denn am 15. Aug. 1759 morgens 8 Uhr die Besatzung von Torgau mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen aus, ihren Weg über die Elbe nach Wittenberg nehmend. Jenseits der Elbe waren auf der großen Wiese zwei Bataillone Kroaten des österreichischen Generals Luginstky zur Rechten und Linken zur Parade aufgestellt, zwischen denen hindurch die abziehenden preussischen Truppen marschirten. Ebdort, unweit des Ausgangs der Elbschanze, hielt auch Prinz von Stolberg mit seinem Stabe.

Nicht ohne Achtung konnten der Prinz und sein Gefolge die preussischen Truppen vorüberziehen sehen, die so rühmliche Beweise ihres Muthes und ihrer Tapferkeit gegeben hatten.

Der Oberst v. Wolffersdorff hatte, während die Tambours der preussischen Grenadiere marschirten, den ersten Zug des Regiments Hessen-Kassel an dem Prinzen Stolberg vorbeigeführt und stellte sich nun, nach dem üblichen Gebrauch, neben dem Prinzen auf, um den Vorbereitungs selbst beobachten zu können. Da wurde dieser selbst durch einen schlimmen Vorfall unterbrochen. Als nämlich das Bataillon v. Grolmann in die Nähe des Prinzen kam, rief ein Adjutant des letzteren mit lauter Stimme den Mannschaften zu:

„Wer unter Euch ein Reichthum oder ein Kaiserthum ist, der trete aus! Seine Durchlaucht geben solchen allen Schutz!“

Auf diesen Ruf trennten sich die Glieder des gemeist aus österreichischen und anderen Ueberläufern und Gefangenen bestehenden Bataillons; der größte Theil der Mannschaften lief weg und versteckte sich hinter den Pollern sowie hinter den am Wege aufgestellten Kroaten oder im Graben unter der Brücke; einige liefen auch nach den am Ufer liegenden Käben.

In dieser schwierigen Situation verlor Wolffersdorff seinen Augenblick die Fassung. Sofort war er an das Bataillon herangefahren und rief mit Donnerstimme:

„In den Rücken geblieben oder ich lasse Euch niederschleusen; Galgen und Rad soll die Ausreißer treffen!“ — eine Drohung, die er sofort damit bekräftigte, daß er ein Pistol aus dem Gürtel riss und dem ihm zunächst Ausretrenden eine Kugel durch den Kopf jagte.

Inzwischen war der Prinz Stolberg herangelommen und sagte zu dem Oberst mit drohender Stimme, er möge das bleiben lassen, widrigenfalls es nicht gut gehen würde. Ohne ihn jedoch im geringsten zu beachten, ertheilte Wolffersdorff seinem Adjutanten v. Bonin Befehl, dem schon vorbeizugehenden Regimente Hessen-Kassel nachzugehen und demselben die Ordre zu bringen, Halt und kehrt zu machen und sich zum Schlagen fertig zu halten. Er selbst sprengte zurück zu dem Bataillon Hoffmann, welches dem Grolmann'schen folgte, und kommandirte: „Das ganze Bataillon Halt! Front! Fertig!“ Der Artillerie

aber sandte er durch einen andern Adjutanten den Befehl, abzupropfen und mit Karätschen zu laden. Hierauf rief er zu dem Prinzen zurück, setzte ihm zorniglichen Gesichtes das zweiläufige Pistol, dessen einer Lauf noch geladen war, auf die Brust und rief ihm mit harter Stimme zu:

„Durchlaucht haben die Kapitulation geordnet, somit bin auch ich nicht mehr daran gebunden. Sie sind mein Gefangener, oder ich schleie Sie auf dem Flecke nieder und lasse Ihr ganzes Gefolge von diesem Bataillon niederschleusen. Ich werde in die Stadt zurückgehen und von neuem anfangen, mich zu wehren. Reiten Sie in die Schanze oder ich lasse anschlagen und Feuer geben!“

Diese Entschlossenheit brachte den ganz verduht dreinschauenden Prinzen aus aller Fassung, zumal er sah, wie vor seinen Augen und ganz in der Nähe verschiedene Ausreißer von preussischen Husaren und Infanteristen niederschossen und niedergebaut wurden. Er machte Einwendungen, mußte aber aus dem Munde des erbitterten Obersten so demüthigende Reden vernehmen, wie sie unter anderen Umständen ein Reichsfürst sich nicht hätte bieten lassen.

Jetzt kam der General Luginstky, der weiter vorn gehalten, herbeisprengt, um sich nach der Ursache der eingetretenen Störung des Zuges zu erkundigen. Er war erstaunt, dem Prinzen in einer Lage zu finden, wo derselbe nur zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen hatte. Als er jedoch des Näheren vernommen, wandte er sich mit ernstem Ton an den Prinzen und sagte:

„Ei, ei, Durchlaucht, der Oberst hat recht, was kapitulirt ist, muß gehalten werden.“

Wohl oder übel mußte jetzt der Prinz sich der Demüthigung unterziehen, die Ueberläufer anzufordern, wieder in Reich und Glied zu treten. Mehrere derselben trieb General Luginstky selbst hinter den Rücken seiner Kroaten hervor. An Todten, Verwundeten und solchen die in Käben über die Elbe entkommen waren, kostete dieser Tumult den Preußen 1 Unteroffizier und 67 Mann.

Nachdem die Ordnung im Bataillon hergestellt war, erklärte Oberst v. Wolffersdorff auf Vorschlag des Prinzen Stolberg sich zwar damit einverstanden, daß es bei der abgeschlossenen Kapitulation bleiben solle, jedoch nur, wenn ihm zugleich die folgenden neuen Forderungen bewilligt wären: 1) Einen Stabsoffizier der Reichsarmee als Geisel; 2) daß während des Abmarsches der preussischen Truppen die beiden Bataillone Luginstky's 200 Schritt weiter zurückzugehen hätten; 3) daß die dem als Geisel dienenden Stabsoffizier zur Ueberleitung bis Wittenberg mitzugehendes österreichischen Truppen ganz und gar vom Befehle des preussischen Commandanten abhängen und während des ganzen Marsches 2000 Schritt entfernt bleiben sollten.

Auf diese neuen Bedingungen einzugehen, zauderte anfänglich der Prinz von Stolberg. Da indessen Wolffersdorff (der, nebenbei gesagt, auch durch seine riesige Figur imponirte) durch das von ihm mit dem Finger am Drücker dem Prinzen stets vorgehaltene Pistol seinen Worten Nachdruck gab, überdies der Prinz auch wahrnehmen mußte, daß schon mehrere Offiziere der Reichsarmee, weil das Hoffmann'sche Bataillon schußfertig stand, die Degen und Säbel loschnallten, um sich gegen den Forderung zu bewilligen. Unbehindert setzte nun Wolffersdorff mit seinen Truppen den Marsch fort und traf am 16. August in Wittenberg ein, wo er nachstehende Kabinettsordre seines Königs vom 14. August 1759 vorfand:

„Mein lieber Obrister v. Wolffersdorff. Da die Russen mich bei Amersdorff zur retraite gezwungen, so hab' Ich in Torgau in bestmöglichster Art zu kapituliren, doch sorg' dafür, daß Ihr freier Abzug nach Potsdam erhalte, und meldet Euch, wenn Ihr dochhin gekommen seid. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.“
Zürsternwalde, den 14. August 1759.

Unter dem 20. August sandte Wolffersdorff einen eingehenden Bericht über die stattgehabten Ereignisse an den König. Dieser, obwohl in seiner damaligen bedrängten Lage mit Ertheilung von Belobigungen durchaus nicht sehr freigebig, schrieb zurück:

„Mein lieber Obrister v. Wolffersdorff. Ich habe Euer Schreiben von 20. dieses erhalten, mich Euch Meine ganz besondere Satisfaction über Euren in Torgau während der Belagerung sowohl als auf dem Ausmarch Eurer unterhabenden

Bataillons bezeigten Dienst-Eifer und Hermalz hierdurch zu erkennen geben. Ihr könnt Euch verlickert halten, daß ich Euer umgesehen und auf Eure Vorantage und Vornehmen bedacht sein werde. Ich bin Euer wohl affectionirter König Friedrich.
Zürsternwalde, den 26. August 1759.

Diese bei Torgau erworbenen Meriten sollten später dem General v. Wolffersdorff noch einmal sehr zu statten kommen. Der alte wackere Haubgen war nach Beendigung des siebenjährigen Krieges als Regiments-Commandeur nach Hamm versetzt. Von da aus besuchte er einst das Städtlein Altana in Weßfalen, wobei seinem Soldatenauge die kräftigen Gestalten der dortigen Bürgerjöhne so gut gefielen, daß er schmunzelnd äußerte, das wären so rechte Soldaten für sein Regiment, ein Geant, der freilich bei den Altanaern nicht den geringsten Anhang fand. Da sie gutwillig nicht wollten, kam Wolffersdorff auf den schnurrigen Einfall, mit Gewalt eine Anzahl Bürgerjöhne aus Altana zu Soldaten in seinem Regiment zu pressen. Das war aber ein für Wolffersdorff selbst sehr bedenkliches Unternehmen, denn schon der große Kurfürst hatte, um die in Altana schöpfungsvoll betriebenen Messer- und Panzer schmiedekunst zu ehren, den Bewohnern des Städtleins Befreiung vom Militärdienst zugesagt und dieses Recht, das auch von den späteren Preußenkönigen stets beachtet wurde, feierlich für Kinder und Kindesfinder verbrieft. Trotzdem rückte eines schönen Tages General v. Wolffersdorff mit einer Compagnie seiner Grenadiere gegen Altana an, um sich aus den Söhnen der Bürgergasse Wehrten für sein Regiment zu holen. Die Altanaer aber waren auf ihrer Hut gewesen, hatten die Sturmglocken ertönen lassen, die Thore geschlossen und die streitbare Mannschaft auf den Mauern der Stadt postirt.

Zwei Stunden lang ließ Wolffersdorff von seinen Soldaten, die ohne Pulver und Blei mitzunehmen von Hamm ausmarschirt waren, das Städtlein Altana besetzen.

Wader aber wehrten sich besten Bürger, schlugen mit glühend gemachten Eisenstangen auf die Thürmen los, während die Frauen auf dieselben heißes Wasser von den Stadtmauern herabgoßen.

Endlich entschloß sich v. Wolffersdorff unter dem lauten Unheil der Altanaer unerrückter Sache zum Rückzug.

Die letzteren hielten am darauf folgenden Sonntag ein feierliches Dankfest in der Kirche ab, wobei der Prediger als Text Jesaja 37, 29 genommen hatte, wo der Herr zu Sanberib, dem Feinde Israels, spricht: „Ich will dir einen Ring in die Nase legen und ein Geißel in dein Maul und dich den Weg wieder umführen, den du gekommen bist.“

Außerdem aber berichtete die Bürgergasse den Vorfall nach Berlin, worauf der große König, der in solchen Dingen durchaus seinen Spieß verstand, seinem General und alten Kampfgesossen die folgende Kabinettsordere überlante:

„Mein lieber General v. Wolffersdorff! Es ist offiziell rapportirt worden, welche Disturbationen Er in dem Städtlein Altana gemacht hat. In Erwägung seiner sonstigen Meriten will Ich diese manwähe Gewichte für diesmal pardonniren, werde Ihn aber, wenn Er sich nochmal eine solche Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen läßt, nach Spandan schicken!“

Wolffersdorff ist am 6. Mai 1781 als Generalleutnant und Chef eines Infanterieregimentes gestorben.

E. Sch.

Auf dem Meeressgrunde.

Kultur-historische Skizze von R. M.

Weil inmitten eines jeden Volkes immer irgend etwas gesehen, so besitzt natürlich auch jedes Volk eine Geschichte. Sobald ein Volk einmal dahin gelangt war, seine Gewalten, gleichviel durch welche Mittel, zu fixiren und somit seinen Nachkommen zu überliefern, entwickelte sich auch nothwendig die Geschichtschreibung.

Jedes Geschichtswerk, gleichviel ob man dasselbe als politische, als Religions-, als Literaturgeschichte, oder einfach als Chronik bezeichnet, ist einfach eine Kulturgeschichte; unter Kultur verstehen wir die Herrschaft des Menschen über die Natur, das heißt über alle Dinge, welche ihn umgeben.

Wichtig lassen sich auch nicht alle gechehenen Dinge, sondern nur die Fakta kulturgeschichtlich registriren, welche dazu beitragen die Herrschaft des Menschen über die Natur anzudeuten, resp. zu erweitern. Nur diese kulturhistorisch wichtigen Fakta werden bis auf die Gegenwart herab, während taufend andere seiner Zeit oft mit einem Aufgebote ungeheurer Mittel in Scene gesetzte Ereignisse ohne jede Einwirkung auf die Gegenwart und eben darum dem Bewußtsein unserer Zeitgenossen mehr oder weniger entschwunden sind.

Kambyjes's z. B. eroberte Ägypten, unternahm sogar einen Zug nach Abyssinien, aber gleichwohl ist das ganze Wirken dieses Mannes, so ungeheure Ummwälzungen er seiner Zeit auch in der Welt hervorgerbracht, für die Gegenwart vollkommen bedeutungslos, während wir noch heute sojageln auf den Schültern mancher unserer Vorfahren stehen und von ihrer Säkularität noch heute Nutzen ziehen, deren Namen uns gleichwohl die Geschichte nicht einmal nennt.

Wer waren die Leute, die zuerst den Hund, das Lamm, das Hind oder das Schwein zähmten und dadurch zum Hausthiere machten? Wir kennen die Namen dieser Männer nicht und doch begründeten sie einen ungeheuren Fortschritt in der kulturellen Entwicklung der Menschheit. Jäger und Fischer hingen in Bezug auf ihren Unterhalt vom Glück, das heißt vom Zufall ab, der Thier sicherte sich denselben durch seine Fährte, die ihm überall hin folgte, wohin sein Inst ihn trug. Wer trennete zuerst den Samen der Bäume und Kräuter in die Erde und wurde dadurch Erfinder des Ackerbaues? Wir wissen es ebenjso wenig.

Der Jäger und Fischer bedurfte zur Gewinnung seines

Unterhaltes einer sehr bedeutenden Fläche, auch der Hirt beanspruchte zum Weiden seiner Herde noch immer einen großen Raum, erst der Ackerbau setzte den Menschen in den Stand, auf verhältnißmäßig kleinem Raume mit seines Gleichen zusammen zu leben.

Durch den Ackerbau allein wurde eine dicke Bevölkerung gewisser Bezirke ermöglicht und da, nach einem treffenden Ausspruche Spinoza's, dem Menschen nichts nützlicher ist als der Mensch, so gelangten eben nur nicht bevölkerte Gegenden zu einer höheren Stufe der Kultur, weshalb man auch im allgemeinen nur die ackerbaureisenden Völker als Kulturvölker bezeichnen.

Aber wie niedrig war noch die Kultur vielgerühmter Völker des Alterthums, obgleich dieselben den Ackerbau, die Verarbeitung des Eisens kannten! Es fehlte ihnen die Kenntnis zweier Faktoren, die für unsere gesammte Entwicklung eine ungeheure Bedeutung gewonnen haben, die Kenntnis des Dampfes und der Elektricität.

Jwar sah schon der Mensch, der zuerst Wasser zum Feuer setzte, Dampf aufsteigen, aber er verstand nicht, sich diesen Dampf nutzbar zu machen und sich in ihm eine Arbeitskraft zu erzeugen; nur von den Ägyptern wissen wir, daß dieselben den Dampf der heute tausend Dinge verrichtet, praktisch verwendeten, aber nur zum Brechen der Steine.

Die Griechen kannten den Bernstein und dessen elektrische Eigenschaft, aber es fiel ihnen nicht ein, sich dieselbe praktisch nutzbar zu machen.

Ganz und Weber in Göttingen waren wenn vielleicht auch nicht die Erfinder, doch wenigstens diejenigen, welche zuerst 1833 praktische Versuche mit der Telegraphie anstellten, die unser heutiges Verkehrsweisen in einer vorher nie geahnten Weise umgestalt hat, und Steinheil entdeckte im Sommer 1835, daß man, nicht wie bisher zum Telegraphiren eines zweifachen, sondern nur eines einfachen Leitungsdrabtes bedurft,

